



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

In Gängen und Höfen

Loewenberg, Jakob

Hamburg, 1907

XIII.

urn:nbn:de:hbz:466:1-29327

XIII.

Während der beiden Festtage verließ Marie das Bett nicht mehr; als aber Frau Witt zum Arzt schicken wollte, wehrte sie heftig ab:

„Keinen Doktor, ich will nich krank werden, ich darf nich krank werden. Geht, laßt mich in Ruh, morgen steh ich wieder auf.“

Und sie raffte sich auf und ging am andern Morgen wieder an die Arbeit. Freilich, viel leisten konnte sie nicht; aber die junge Frau, der sie zur Stütze dienen sollte, hatte Mitleid mit dem bleichen, abgehärmten Weib und brachte es nicht übers Herz, sie fortzuschicken.

Kam Marie mittags nach Hause, dann war sie todmüde und legte sich gewöhnlich mit dem Kind ins Bett. Es war eiskalt draußen, und so viel Kohlen waren gar nicht anzuschaffen, um die Stube ordentlich zu erwärmen. Jeden Tag hätte sie für zwanzig Pfennig holen können, und es hätte doch nichts geholfen. Wie gut es doch die Bergmannsfrauen haben müssen, dachte sie manchmal, die können gewiß so viel Kohlen brennen, wie sie wollen. Nun, wenn erst der Sommer kommt! Der Sommer! Ob sie ihn wohl erleben würde? Gewiß, sie wollte nicht sterben, ihm zum Trost nicht, das käme ihm gerade gelegen. Zwar es konnte ihm einerlei sein, er machte sich ja doch nichts mehr aus ihr. Seit dem Weihnachtsabend hatte sie ihn nicht wieder gesehen; aber die gute Frau Witt hatte ihr zum Trost erzählt, das Mensch drüben sei fort

und mit der haufe er jetzt zusammen. Doch um ihres Kindes willen wollte sie noch leben; das Kind sollte nicht umhergestoßen werden von einem zum andern. Und sie drückte das kleine Köpfschen fester an die Brust.

In der Qual ihres Herzens, in der Sorge ums tägliche Brot merkte sie gar nicht, wie das Kind von Tag zu Tag hinwelkte. Es hatte es jetzt viel besser bei Witt. Seitdem es sein Gedicht deklamiert und für seine Poesie gelitten, hatte der Poet es in sein Herz geschlossen und gestattete ihm alle Freiheit der Bewegung. Doch nun, da es in seiner Gegenwart hätte spielen und laufen dürfen, fehlte ihm die Lust und die Kraft dazu. Ruhig kauerte es Morgen um Morgen in dem Eckchen am Ofen nieder, legte das Köpfschen gegen die Wand und saß stundenlang regungslos da. Selbst die Puppe in seinem Schoß hatte jeden Reiz verloren, und nur selten und langsam wanderten die Blicke zu dem großen goldnen Zifferblatt am Michaeliskirchturm. Seit drei Tagen waren die Zeiger kein Schrittchen mehr gelaufen; sie waren gewiß auch müde und krank.

Eines Tages kam Frau Witt, die allmählich unbewußt eine zärtliche Zuneigung zu dem Kinde gefaßt hatte, der Mutter schon auf der Treppe entgegen.

„Ich weiß nicht, was das mit dem Kind ist, den ganzen Morgen hat's die Augen geschlossen; nich mal 'n Glas Milch will's trinken.“

Marie erschrak bis ins innerste Herz. Ihr Kind war krank, mußte krank sein, vielleicht — nein, weiter wollte sie nicht denken.

Sie stürzte ins Zimmer. Linchen saß in seiner Ecke, das Köpfschen gesenkt wie ein flügelahmes Vögelchen. Sie hob es auf und trug es in den Armen in ihr Bett hinüber. Es war grimmig kalt in der Stube; die Eisblumen

saßen am Fenster; aber des Kindes Gesicht glühte in heißem Fieber.

Sie fuhr ihm mit der Hand über Stirn und Wacke.

„Nicht krank werden, mein süße, süße Lina, nicht krank werden.“

„Nein, Mama,“ hauchte das Kind zurück.

Am folgenden Morgen blieb Marie zu Hause. Sie hatte Frau Witt zum Kassenarzt geschickt; sie hätte lieber einen anderen genommen; aber die sind ja so teuer. Gegen Mittag wollte der Doktor kommen.

In bangem Warten saß sie neben dem Bett, in welchem das kranke Kind sich in beängstigender Fieberunruhe hin und her wälzte. Es phantasierte und murmelte halblaute Melodien und Wörter vor sich hin, zuweilen von einem gellen Husteln unterbrochen. „Papa, Papa!“ klang es jetzt ganz deutlich, und mit einem Male richtete es sich auf und begann laut und klar zu deklamieren:

„Wie die hellen goldnen Lichter
Funkeln an dem Baum der Tannen —“

Die Mutter drückte das Kind sacht nieder und hielt ihm die Hand auf den Mund. Sie konnte das nicht mit anhören, es schnitt ihr ins Herz.

Da schollen Tritte. Sie sprang auf und öffnete die Tür.

Vor ihr stand derselbe Mann, der ihr am ersten Tage ihres Einzugs auf der Treppe begegnet war. Es durchschauerte sie bei seinem Anblick; alles, was sie an dem Tage erlebt und gedacht, durchzog mit einem Schlage ihre Seele: Wie sie sich damals ihrer Jugendzeit erinnert, wie Linchen damals den Topf zerbrochen, wie das Bild von der Wand gefallen, wie sie gleich gefühlt, das bedeute einen Toten — und nun war der Doktor da.

„Man hat mich gerufen,“ sagte er, „ich bin der Arzt. Sie sind krank?“

„Ich nicht, ich bin kerngesund, aber mein armes Kind. Oh, helfen Sie mir, machen Sie es mir wieder gut!“

„Was gemacht werden kann, wird gemacht. Wo ist es?“

Sie führte ihn ans Bett. Das Kind lag ganz in Kissen vergraben.

„Natürlich,“ brummte er, „immer schwitzen, immer feste drauf!“

Während er das Kind untersuchte, hing sie ängstlich an seinen Augen. Wie hart er war; er zuckte mit keiner Wimper; sie konnte nichts in seinen Blicken lesen.

„Nun?“ stammelte sie endlich seufzend heraus.

„Sie haben diesen Winter große Not gelitten; wodurch ernähren Sie sich denn eigentlich?“

„Ich hab 'ne Morgenstelle, un nachmittags näh ich.“

„Ein schönes Geschäft. Das ist ja beinah so schlimm, wie Kassenarzt sein. Ist denn keiner da, der Sie unterstützt?“

„Mein Mann is nicht hier, der — der ist weg — auf See,“ stotterte sie bebend hervor.

Er sah sie mit forschenden Augen an. „Kennen wir, die Männer sind immer auf See.“

Die frechen Worte ärgerten sie.

„Nein, Herr Doktor,“ stieß sie heraus, „das müssen Sie nich glauben, daß ich so Eine bin; ich bin 'ne ordentliche Frau.“

„Aber auf See ist er doch nicht!“

„Nein, das is er auch nicht; er hat mich in'n Stich gelassen un lebt mit 'ner andern. Wir sind ers ganz glücklich mit'nander gewesen, jahrelang, bis ich anfing zu kränkeln, und er nicht mehr genug verdienen konnte. Da sind wir hierher gezogen, un da ging alles verkehrt, vom ersten Tag an, alles, alles, ich weiß selber nicht, wie es

gekommen ist. Er war sonst immer ganz gut gegen mich, und das Kind hat er auch lieb gehabt; aber hier war es grade, als ob 'n böser Geist in ihn gefahren wäre, immer fühnsch un verdrießlich, nichts war ihm mehr recht zu machen. Da is er ins Wirtshaus gegangen un in schlechte Gesellschaft geraten, un da war's vorbei. Dies Haus muß verflucht un verwünscht sein."

"Ist es auch, und verseucht und verstunken dabei. Sie sollten einen Ekel vor einer solchen Wohnung haben. Machen Sie doch, daß Sie herauskommen."

"Ich kann keine bessere bezahlen. Ich bin hier noch Miete schuldig."

"Dann wenden Sie sich an die Armenpflege."

Sie fuhr entsetzt zurück, entrüstet über solche Zumutung.

"Armenunterstützung? Das soll sich mein Kind nachsagen lassen? Und wenn ich sterbe — lange mach ich's ja doch nicht mehr, denn sollen sie mich in 'ne Eierkiste, in'n Nasenquetscher stecken? Daß mich die Nachbarnleute auslachen un ihren Luj mit mir haben? Lieber geh ich in die Elbe und nehm mein Kind gleich mit!"

"Dummer Schnack, immer der alte Aberglaube. Wenn Sie tot sind, liegen Sie in der Eierkiste genau so bequem und gemütlich, wie die Eier selber drin liegen."

"Die reichen Leute haben gut schnacken, aber unsereins muß es tragen. — Aber das is nu alles einerlei; machen Sie mir mein Kind bloß wieder gesund."

"Ich will versuchen, ob ich's im Kinderhospital unterbringen kann."

"Darf ich auch dahin kommen und es pflegen?"

"Was fällt Ihnen ein!"

"Ich kann nich ohne mein Kind leben."

"Und wenn es Ihnen stirbt?"

Sie fuhr zusammen und sah ihn mit vorwurfsvollen,

fast haßerfüllten Blicken an. Warum mußte er mit seinen Worten das Unglück herbestellen!

„Also bei mir muß es sterben,“ fragte sie zitternd, „und im Hospital wird es ganz gewiß gesund? Ja oder nein?“

„Ja oder nein können Sie den lieben Herrgott fragen, aber keinen Doktor.“

„Denn lassen Sie mir mein Kind, denn ist es hier doch noch besser d'ran, als bei fremden Leuten.“

Sie hat recht, dachte er, helfen tut's doch nicht mehr; warum ihr die kurze Zeit noch verkümmern, die sie bei ihm sein kann.

„Na, wenn Sie nicht anders wollen; es kann auch hier wieder gesund werden.“

„Wollen Sie ihr denn nichts verschreiben?“

„O gewiß, das ist ja die Hauptsache.“

Er riß ein Blatt Papier aus dem Notizbuch und schrieb das Rezept.

„Hier! — Doch nein, ich geh an der Apotheke vorbei, ich will's schon bringen lassen.“

Nachdem er ihr einige Verhaltensmaßregeln gegeben, trat er noch einmal ans Bett.

Die Kleine hatte die Augen geschlossen; aber sie schlief nicht.

Er nahm ihr Händchen. „Adjö, mein Kind,“ sagte er milde.

„Adjüs Papa,“ lallte das Kind zurück.

Der Doktor lächelte wehmütig; aber der Mutter standen die Tränen in den Augen. —

Woche auf Woche ging dahin. Der Doktor kam noch einigemal wieder; aber seine Besuche wurden immer seltener. Wie sollte er helfen, da die Kleine an der Schwindsucht dahinsiechte.

Nach kurzer Unterbrechung hatte Marie ihre Morgenstelle wieder angetreten. Fühlte das Kind sich nicht wohl, so blieb es im Bette liegen, und Frau Witt versprach, dann und wann nach ihm zu sehen; war es munter, so saß es wie in früheren Tagen in Witts Stube hinterm Ofen.

Voller Freude berichtete die Mutter eines Tages dem Arzt, wie prächtig sich das Kind erhole, das ewige Husteln habe nachgelassen, und es habe ordentlich wieder rote Bäckchen bekommen. Er hatte kein Wort dazu gesagt, natürlich, weil er Sterben prophezeit hatte.

Aber die Freude war doch uur von kurzer Dauer. Sie konnte es sich nicht verhehlen, das Kind wurde schwach und schwächer. Die Tage, an dem es aus dem Bett wollte, wurden immer weniger. Wenn's doch nur Frühling, nur wärmer werden wollte.

Sie mußte die Morgenstelle aufgeben; sie hatte keine Ruhe mehr, so lange vom Hause zu bleiben. Ein Glück, daß sie ausreichend Nàharbeit gefunden. Die Augen schmerzten sie zwar oft genug; sie mußte von morgens früh bis spät in die Nacht hinein bei dem matten Lampenlicht arbeiten; aber sie hatte doch zu leben. Manchmal, wenn sie von der Arbeit aufschaute, um sich die Hände unter der Bettdecke wieder zu wärmen, schreckte sie zusammen, wenn sie des Kindes bleiches, hageres Gesichtchen sah. Wenn der Vater es einmal so liegen sähe, dachte sie, ob er's wohl so weiter triebe! Oft fragte sie sich selbst, was sie wohl tun würde, wenn er zurückkäme und um Verzeihung bâte. Ihn gleich wieder annehmen? Sie konnte keine Antwort finden. Aber er kam nicht, er lebte froh in den Tag hinein; was kummerten ihn Weib und Kind!

Es war, als ob Linchen ihr Sinnen errate.

„Wo ist Papa?“ fragte sie leise. „Warum kommt er nich wieder? Die Puppe hat er auch mitgenommen.“

Eine Lüge schwebte ihr auf den Lippen; aber sie brachte sie nicht heraus. „Still, mein Engel, artig sein, nich so viel sprechen, sonst wirs du nicht wieder gut.“

Aber das Kind ließ sich nicht beruhigen und fragte weiter:

„Mama, wenn ich nu tot gehe, was sagt Guschi denn?“

„Still, Kind, still, mein süßes Herzblatt, das war 'n böses Wort, das darfst du nich wieder sagen, sonst kommt Guschi gar nicht mehr.“

„Guschi soll aber kommen, — wollen wieder spielen!“

Am andern Tage ließ die Mutter den kleinen Freund rufen. Ein Schimmer heller Freude flog über das Gesicht des franken Kindes, als der Knabe in das Zimmer trat. Es streckte ihm beide Händchen entgegen und rief ein übers andre Mal: „Guschi! Guschi!“

„Bis doch 'n dumme Deern,“ meinte der Knabe, „legß dich ins Bett, wo jekt die schönsten Glitschen sind. Weißt noch, Line, holter die polter den Kuhberg runter; aber die beim Holstentor is noch viel gediegener, da geht's noch viel doller.“

„Mama, ich will glitschen mit Guschi!“ schrie das Kind. Guschi lachte laut auf.

„Sei doch nich so narrsch, Line, wenn du wieder gut bis, denn glitschen wir.“

„Mama, wann bin ich wieder gut?“

„Morgen, Kind, morgen.“

„Morgen, Gu —,“ ein starkes Hüsteln unterbrach das Wort. Als das vorüber war, sank das Köpfschen wieder zurück, die Augen schlossen sich zum leichten Schlummer; aber die Lippen lallten noch: „Morgen!“

Marie machte dem Knaben Vorwürfe, daß er sie so lange nicht besucht habe und die Mutter auch nicht; sie seien ihnen wohl jekt zu gering. Aber Guschi entschuldigte die

Mutter, sie habe gar nicht kommen können, Heini sei auch krank gewesen und erst seit einigen Tagen wieder in der Besserung, und er selber habe immer so viel lernen müssen. Doch morgen solle die Mutter kommen, sie hätten ja von allem nichts gewußt.

Auf dem Weg von der Sahlthür bis zum dritten Stockwerk hatte der Knabe die ganze traurige Geschichte erfahren.

Am anderen Tage kam Frau Katharine.

Nein, so Schlimmes hätte sie nicht geahnt, wenn sie das gewußt — Der schlechte Kerl! Ob sie denn gar nicht wisse, wo er sich jetzt umhertreibe. Schade, sie hätte ihm sonst mal den Kopf zurecht gesetzt. Ja, es ist eine böse Welt. Sie selber habe auch wenig Trostreiches zu berichten. Der Kleine war so lange krank, da waren die Ersparnisse des Sommers daraufgegangen. Und zum ersten Mai hatte man ihnen gekündigt! Die kleinen Häuser im Mühlengang sollten abgebrochen werden, da sollte ein Prachtbau hin mit großen Läden und herrschaftlichen Wohnungen. Für die geringen Leute sei die Gegend zu gut. Und was für ein Winter das wäre, so schlimm und so lang, so einer sei gewiß noch nie dagewesen. Die Kohlen fräßen einem das Brot vom Munde fort. Alle Leute klagten wohl; aber über die Arbeiter gehe es doch immer am ersten und am meisten her. Ja, eine böse Welt!

Marie stimmte mit ein; aber dann meinte sie hoffnungsfroh: „Wir haben ja bald Ostern, und denn muß es wärmer werden, und wenn es erst wärmer wird, denn kann ich das Kind raustragen an'n Hafen, in'n Elbpark; nich wahr, Kathrine, meins du nich auch, denn muß es doch bald wieder gesund werden, nich?“

Katharine zuckte die Achseln.

„Du glaubst doch nicht?“ — stöhnte Marie hervor.

„Von Kindern läßt sich nichts sagen, die sterben einem unter der Hand weg und werden unter der Hand wieder gesund. Am Ende wár es für dich un für das arme Wurm besser, wenn es der liebe Gott zu sich nähme.“

„Nein, nein, 'n Mann hab ich ja nich mehr, aber das Kind muß er mir lassen! Das muß er, das tut er auch; tut er das nich? Sag doch ja! Kathrin.“

Frau Katharine sagte ja.



XIV.

Er wollte nicht weichen und wanken, der harte Winter; aber der Frühling zwang ihn doch. Mit lautem Hallo und Gebraus kam der wilde Bube aus seinem Versteck hervor und erschreckte den Alten so, daß er in einer stockdunklen Nacht heimlich davonschlich. Lachend warf der übermütige Schelm all den Krimskam ihm nach: den weichen Schnee, die tauenden Eisblöcke, die verwelkten Blätter, und mit den dürren Ästen prügelte er ihn vollends zum Lande hinaus. Er schonte nichts, wohin er kam und die Spuren des Alten fand; reine Bahn wollte er haben für sein sonniges, blühendes Reich. Und da brach er auch auf seinem Wege die kleine, welke Menschenblüte, und eines Morgens saß die Mutter am Bette ihres toten Kindes.

Wie's gestorben war, wußte sie nicht recht; aber sie wußte, daß es tot war. Die Auglein waren weit geöffnet, der Mund blauweiß und das Händchen, das sie zwischen ihren Fingern hielt, blieb kalt, wie sie's auch drückte und streichelte und küßte. Es war also tot, das wußte sie; aber was tot sein eigentlich ist, das war ihr nicht mehr recht klar. Sie hatte nur noch zwei Empfindungen: kalt und schwer. In ihr, wo sonst das Herz so warm schlug, saß es wie ein Eisklumpen, hart und frostig; aber über den Augen und hinter dem Scheitel, da lag es bleischwer und drückte und drückte. So saß sie stundenlang vor dem Bette und rührte sich nicht. Keine Träne entquoll dem Auge; aber ein seltsames heimliches Lächeln irrte zuweilen verstohlen um den Mund. Sie wußte etwas — was ganz Schönes, Geheimnisvolles; sie freute sich auf etwas —

was ganz Gutes und Liebes; aber husch, da war's wieder fort, und die Augen starrten verglast wie vorher.

So fanden sie die Nachbarn. Sie rüttelten sie auf; aber sie sah sich nicht um, sondern winkte nur mit der linken Hand über die rechte Schulter: „Still, still, es schläft, es schläft.“ Dann sprang sie plötzlich auf, und drehte sich wild um: „Lacht mich nicht aus, weiß wohl, ist tot, ist tot, und morgen wird's begraben!“

Sie setzte sich wieder nieder und blieb unbeweglich sitzen, nahm keine Speise und keinen Trank und sagte nur auf jede Frage und jedes Zureden: „Gut, gut!“

Katharine und Guschl kamen auch, man hatte ihnen Nachricht geschickt. Guschl brachte einen großen Kranz: Lorbeerblätter mit weißen, künstlichen Rosen darin. Er legte ihn von unten her sacht auf das Bett und sah mit großen, neugierigen Augen nach seiner Spielgenossin hin, als ob sie doch etwas zu dem schönen Kranz sagen müsse. Mit einem heimlichen, innern Lächeln schob Marie den Kranz verstohlen hinauf, immer höher, bis er zuletzt den Kopf des Kindes umrahmte. Und wie nun das bleiche, hagere Gesichtchen so fremdartig zwischen den grünen Blättern hervorlugte und sich gar nicht rühren wollte, da packte es den Knaben mit bangen Schauern, und leise murmelte er vor sich hin: „Du ist sie doch tot.“

Frau Katharine sprach viel und eindringlich auf ihre Freundin ein, lauter verständige Worte; doch sie hörte sie kaum und schwieg auf alles, was sie ihr sagte. Als aber Katharine fortgehen wollte, und der Knabe ihr die Hand gab, da zog sie ihn plötzlich an sich, umschlang ihn mit beiden Armen und stöhnte: „Guschl! Guschl!“

Und morgen wird es begraben. —

Der Wagen kam schon am Nachmittag vorher, um die Leiche für den andern Morgen abzuholen. Es herrschte

so starker Frost, daß man das gut riskieren konnte. Zwei Männer traten herein, steckten den kleinen Leichnam in eine Art Sarg, trugen ihn hinunter und setzten ihn zu den andern in dem großen Wagen, der da von Straße zu Straße fuhr, um die Garben einzusammeln, die der gute Schnitter auf dem Felde der Armut geschnitten hatte.

Marie saß noch immer vor dem Bett, von dem sie nur den Blick gelenkt, als der kleine Sarg durch die Thür verschwand. „Steht er draußen?“ fragte sie fast unhörbar. Sie meinte Jan. Dann drehte sie sich wieder dem Bette zu und blickte unverwandt auf die Stelle, wo das Kind gelegen.

Auf dem Tische brannten zwei große Kerzen. Der Poet hatte sie dorthin gestellt. Das Kind hätte's ihm angetan, hatte er zu ihr gesagt, und morgen früh wollte er mit hinausgehen und ihm eine wunderschöne Rede halten, so schön, als ob er zehn Mark dafür bekäme, und noch schöner!

Und der Tag dämmerte tiefer und tiefer, und der Lichtschein an der Wand wurde immer heller, und der Schatten ihrer Gestalt dunkler und dunkler. Und aus dem hellen Lichtschimmer tauchte ein sonniges Häuschen hervor und daneben ein blühender Garten, und daraus erscholl Lachen und Singen und jubelnde Kinderstimmen schmetterten dazwischen. Aber der Schatten wuchs groß und größer und verdunkelte Haus und Garten und Sonnenschein, und es war nichts als eine tiefschwarze Höhle, ein gähnender Schlund, eng und finster wie ein Torweg, und drinnen im Hintergrunde flimmerte ein großes, glühendes Auge. Und da kam's heran, finster, grausig: ein Bein, ein Arm, ein Auge. Und unter dem Tritt des Beines stöhnte und winselte es und krümmte sich und jammerte, und vor dem Schlag des Armes frachte und stürzte es nieder, und der Strahl des Auges bohrte sich stechend in ihr Gehirn. Sie sprang empor, preßte die

Hand vor die Stirn und rief: „Da, da, ich fühl's; — da will's rein, da will's raus, fort! fort!“

Und plötzlich ergriff sie die beiden Kerzen, schleuderte die eine nach dem dunkeln Schatten an der Wand, schwang die andre ums Haupt und rief drohend! „Nu komm! nu komm!“

Die Kerze war aufs Bett gefallen; neugierige Strohhalme guckten aus dem Pfuhl heraus, und kleine Flämmchen züngelten bald an der Wand empor.

Sie sah sie und lachte laut auf: „Das is recht, ihr helft mir, weg mit dem Schwarzen da, er will mein Line haben, weg! sag ich, weg! Du kriegst meine Line doch nicht!“

Wütend schwang sie die Kerze, schneller und immer schneller, bis sie erschöpft auf das Bett niederstürzte, und dichter Rauch sie umhüllte. — — —

Auf dem Zeughausmarkt ertönt ein Klingeln, gell, schrill und schnell. Von kräftig ausgreifenden Pferden gezogen, rasseln die Wagen der Feuerwehr daher. Die glühenden, weitstrahlenden Fackeln beleuchten die bärtigen Gesichter und die schwarzen Helme der Mannschaft. Hoch aus dem Schlot der Dampfmaschine spritzen sprühende Funken. Jedes Fuhrwerk eilt zur Seite, die Fußgänger bleiben stehen, die Kinder laufen einige Schritte hinter den Wagen her — vorüber!

Mit lächelnder Miene und blöden Augen starrt ein betrunkenener Mann der feurigen Erscheinung nach. Vor kaum einer halben Stunde sah er einen Wagen an sich vorüberfahren, der die Leiche seines einzigen Kindes barg. Er ist an ihm vorbeigetaumelt, wie er jetzt hinter der Feuerwehr hertaumelt. Aber er kommt nicht weit, die Jungen haben ihn bemerkt. Im Nu haben sie einen Kreis um ihn geschlossen, und während fernher noch das schrille Klingeln tönt, singen und johlen sie: „Bringt dat Swien no'n Swienmarkt hen, ho! ho! ho!“